

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 33 (1939)
Heft: 19

Rubrik: Aus der Welt der Gehörlosen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der Welt der Gehörlosen

Gehörlose und die Solidarität.

Auf Samstagabend, den 23. September, hatte der Taubstummverein „Helvetia“ Basel in seinem Lokal im „Elsäferhof“ in der St. Johannisvorstadt einen Vortrag anberaumt. Als Referenten hatte er den neuen Sekretär der „Schweiz. Vereinigung der Gehörlosen“ gewonnen.

Herr Kurt Exer aus Zürich entledigte sich seiner Aufgabe unter obigem Titel in sicherer, wohldurchdachter Weise. Aus dem Quellenbuch von Herrn Eugen Sutermeister schöpfend, legte der Vortragende zunächst dar, warum die erste Gehörlosen-Organisation scheiterte. Im Jahre 1873 wurde die Gründung eines schweizerischen Taubstummvereins angeregt und beschlossen. Zu jener Zeit fand nämlich zum ersten Male ein eigentliches Taubstummfest statt. Doch erst ein Jahr später erhielt der Beschluß Gestalt. Aber das Gefüge war auf tönernen Füßen aufgebaut und brach bald zusammen. Es fehlte an einer zielbewußten, straffen Organisation und an erfahrenen Männern. Egoismus und Kantönligeist unter den Taubstummen ließen ein gedeihliches Aufkommen nicht zu. Kaum beschlossen, dachte man schon an die Anschaffung einer Vereinsfahne! War es da ein Wunder, wenn schon im Jahre 1883 — ja! im Zeitpunkt der damaligen Landesausstellung — die Vereinsauflösung erfolgte?

Indessen der Funke unter der Asche konnte nicht erlöschen. Es bildeten sich lokale Taubstummvereine von mehr oder weniger Bedeutung. Erst dem „Schweizerischen Taubstummerrat“ war es vorbehalten, diese Splittervereine zu einem Ganzen zusammenzufassen: die „Schweizerische Vereinigung der Gehörlosen“ erblickte das Licht der Welt. Zwar galt es auch da große Schwierigkeiten zu überwinden. Groß war die Zahl der Nörgeler und Reinsager. Auch das Mißtrauen, das den Taubstummen von jeher eigen ist, war nicht dazu angetan, die Sache raschestens in Fluß zu bringen. Doch was man einmal für gut und folgerichtig erkannt hatte, brach sich Bahn. Mancher wurde von einem Saulus zu einem Paulus. „Wenn jeder (jede) Schicksalsgenosse(in) jährlich nur einen Franken beisteuert, so ergibt sich ein schöner Baken“, tönte es aus vieler Munde.

„Haltet zusammen, dieweil wir alle zusammengehören!“ „Sehet auf die Schwerhörigenvereine, wie prächtig sie zusammenhalten — ihre Mitgliederzahl beträgt schon tausende!“ So tönte und tönt es aus dem Wald. Da, endlich horcht man „unter uns“ auf, geht in sich und — meldet sich als zahlendes Mitglied der „Schweizerischen Vereinigung der Gehörlosen.“ Darob herrscht allenthalben Freude unter den Schicksalsgenossen; denn man erkennt die wohlthuenden Folgen der Organisation.

„Was geschieht mit dem Geld?“ wird mancher fragen, der den Franken zweimal umkehrt, ehe er ihn opfert. Seid getroßt und ohne Argwohn — es geht gewiß mit rechten Dingen zu. An krassen Fällen von Armut unter den Schicksalsgenossen ist kein Mangel. Hat die Vereinigung erst mal die Mittel, so wird sie auch nicht kargen und lindern wo immer sie kann und weiß. An die Anschaffung einer Fahne denkt keiner. Wozu ein solches Un Ding? Dagegen dürfte ein kleines Mitgliederabzeichen im Knopfloch am Platze sein. Auch sollen wir unter den Vollsinnigen werben; der Starke soll dem Schwachen helfen. Das ist ein Gebot der Nächstenliebe.

Zum Schlusse beschäftigte sich der Referent auch mit dem Thema „Bau eines Ferienheims für Gehörlose“. Dieses Ferienheim am Fuße der Mythen wäre sowohl im Sommer wie im Winter offen. Wir fühlen uns untereinander am wohlsten. Im Winter wäre das Terrain für Skifahrer wie geschaffen. Die Diskussion, die hierauf folgte, war nicht uninteressant. Immerhin muß die Sache noch reiflich erwogen werden, umsomehr, da die Welt wieder ein Brandherd geworden ist, der viele guten Gedanken über den Haufen wirft.

Mit dem Dank an den sympathischen Referenten schloß Präses Fürst die gut besuchte Veranstaltung. Es taget! Marin.

Was Gehörlose erzählen.

Erinnerungen, von meiner Mutter erzählt.

Von Chr. Fjeli.

Meine Mutter hat oft erzählt, was sie während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 erlebt hat. Sie hatte ein selten gutes Gedächtnis gehabt bis in ihr hohes Alter von 82½ Jahren. Sie war eine 19jährige Jungfrau als die Deutschen auf der Verfolgung der Franzosen

durch ihren Geburtsort Niederbronn marschierten. Da versteckte sie sich auf dem Estrich. Die Franzosen hatten ganz in der Nähe auf einem Berg der Nordvogesen einige hundert Kanonen aufgestellt. Sie zogen sich aber eilig 2 $\frac{1}{2}$ Stunden weiter zurück, nach Wörth, wo eine fürchterliche Schlacht geschlagen wurde. Wäre die Schlacht am ersten Ort entbrannt, so wäre der Heimatort meiner Mutter zerstört worden. Mein Vater meinte treuherzig: Gott hat Niederbronn vor der Vernichtung bewahrt um der Mutter willen.

Mein Großvater gehörte zu der alt-elsässischen Bevölkerung. Damals lag das reiche Land Elsaß unter französischer Herrschaft. Mein Großvater war französischer Kavallerist, aber schon zu alt, um in den Krieg zu ziehen. Außer der einzigen gehörlosen Tochter, meiner Mutter, und einem eben solchen Sohn, hatte er noch sieben vollsinnige Söhne. Diese waren aber noch zu jung, um einzurücken. So blieb die ganze Familie beisammen. Die Großmutter hatte viel zu sorgen für die 11köpfige Familie, sowie auch für die Einquartierung feindlicher Soldaten. Meine Mutter half tatkräftig mit.

Eines Tages erschien ein Teil des 1. bayerischen Armeekorps ebenfalls in Niederbronn. General Ludwig, Freiherr von der Tann, verlangte, daß seine Truppe im Schloß einquartiert werde. Er ritt selbst vor das Schloß und begehrte den Schloßherrn, Baron von D., zu sprechen. Dieser ging nicht selbst hinaus, an seiner Stelle empfing seine Frau Gemahlin den feindlichen General. Dieser erkannte in der Schloßherrin seine eigene Schwester, stieg vom Pferd und umarmte sie zärtlich. Ein unverhofftes Wiedersehen im Feindesland! (Man kann sich denken, daß die Einquartierung mit Freundlichkeit angenommen wurde.)

Die gesamte elsässische Bevölkerung des platten Landes von Hagenau hatte sich nach Straßburg geflüchtet, in der irrigen Meinung, dort vor dem herannahenden Feind besser geschützt zu sein. Aber diese Flucht brachte über die Flüchtlinge namenloses Elend, indem die Stadt Straßburg eine lange Belagerung und heftige Bombardemente aushalten mußte. Straßburg war eine Festung nach altem System mit ziemlich schwacher Besatzung. Der Einwohnerschaft von nahezu 80 000 Seelen fehlten die geeigneten Räume zur Unterkunft während der Beschießung. So kam sie mit den Flüchtlingen in schwere Bedrängnis.

Meine Mutter stieg mit vielen andern Leuten auf eine Anhöhe, um etwas vom Bombardement

Straßburgs zu sehen. Bei klarer Nacht konnte man die leuchtenden Kugeln in weitem Bogen durch die Luft sausen sehen. Jede Nacht wurden über 1000 schwere Geschosse in die Stadt Straßburg geschleudert. Ein großer Teil der Festung wurde in Trümmer gelegt. Einen halben Tag lang wurde das Beschießen eingestellt. Der Erzbischof hatte sich anerbotten, eine Verständigung mit der Einwohnerschaft herbeizuführen zum Zwecke einer Kapitulation. Aber seine Bemühungen scheiterten an der Hartnäckigkeit des französischen Generals von Uhrich, dem Kommandanten von Straßburg.

Daher wurde die schauerliche Beschießung fortgesetzt, bis der General von Uhrich sich gezwungen sah, sich zu ergeben, und zwar erst nach langem zähem Widerstand.

Deutscherseits hatte man sich sehr bemüht, das Straßburger-Münster, das ein herrliches Baudenkmal ist, zu schonen. Doch war es nicht möglich gewesen. Der französische General, der deutscher Abkunft war, hatte auf der Plattform des Turmes ein Observatorium mit Telegraphenleitung errichtet. Von dort aus konnte er alle Belagerungsarbeiten der Deutschen überschauen.

Er wurde mehrmals aufgefordert, diesen Punkt zu räumen, aber vergebens. Darum mußten wenige Schüsse auf den Turm abgefeuert werden. So konnte nicht ausbleiben, daß die prachtvolle Pyramide und einige Figuren am Turm beschädigt wurden. Der Dachstuhl über dem Gewölbe brannte ab. Nur das Innere sowie die berühmte Uhr waren unversehrt. Täglich wurden von deutscher Seite hunderte von Geleitscheinen abgegeben, um Frauen, Kindern und Kranken den Abzug zu ermöglichen, zumal als die Schweizer sich anerbotten, den Wegzug bedrängter Familien zu organisieren, was am 4. September begann. Viele Unglückliche fanden freundliche Aufnahme im Schweizerlande. Zum Andenken an diese Nächstenliebe wurde in Basel ein Straßburger Denkmal errichtet, viele Jahre später. — Meine Mutter erzählte weiter:

Die Deutschen drangen tiefer in Frankreich ein; viele französische Soldaten wurden als Gefangene nach Deutschland befördert. Eine deutsche Frau erbarmte sich eines französischen Offiziers, der leicht verwundet war, nahm ihn auf unter ihr eigenes Dach und pflegte ihn mit Aufopferung. Sie war oft sehr traurig, weil sie lange keine Nachricht bekam von ihrem eigenen Sohn, der als deutscher Offizier in den Krieg gezogen war. „Um meines Sohnes willen“

sagte sie, als sie den französischen Gefangenen liebevoll behandelte. Dieser schrieb an seine Mutter, die eine ehrwürdige, verwitwete Schloßherrin von altem französischen Adel war und in Mittelfrankreich ein herrliches Schloß besaß. In diesem Schloß waren mehrere verwundete deutsche Offiziere und Soldaten gebettet worden. Die vornehme Dame ließ ihren Feinden nicht bloß durch die Dienerschaft die liebevollste Pflege angedeihen, sondern fragte fortwährend persönlich nach dem Wohlbefinden der Kranken. Sie reichte ihnen selbst Speise und Trank, tröstete sie durch freundliche Blicke und Gebärden, weil diese nicht französisch verstanden und besorgte auch die beschwerlichsten Verrichtungen am Krankenlager. Die Verwundeten gewannen sie auch lieb wie eine zweite Mutter und verehrten sie. Manch warmes Gebet für ihr Wohl mochte zum Himmel aufgestiegen sein. Ein junger Offizier fragte sie, warum sie die Feinde ihres Vaterlandes mit soviel Güte überschütete? Die Gräfin antwortete wehmütig: „Mein Sohn ist französischer Offizier und wurde gefangen genommen. Eine deutsche Mutter hat ihn aufgenommen und pflegt ihn so gut, als ob er ihr eigener Sohn wäre. Ich handle nur nach ihrem edlen Vorbild“. Tränen glänzten in ihren Augen. Der Offizier dachte an seine treue Mutter, er wollte ihr wieder schreiben. Da überbrachte ein Diener der Gräfin einen Brief. Sie schaute flüchtig die Adresse und erkannte erfreut die Handschrift ihres Sohnes. Hastig löste sie das Siegel. Eine Photo fiel heraus. Freudig erregt rief sie, daß die Wohltäterin ihres Sohnes ihre Bitte erfüllt und ihr Bild gesandt habe, und zeigte es auch ihm. Da brach er aus in die Worte: „Das ist ja meine Mutter!“ „Ihre Mutter?“ wiederholte tief ergriffen die Gräfin. Dann sank sie auf die Knie und rief: „Gott, du hast mir den Sohn meiner Wohltäterin anvertraut — ich danke dir aus tiefster Seele“.

Wie tief war auch die Freude der deutschen Mutter, als sie erfuhr, daß ihr Sohn für sie gerade bei ihr, der Mutter ihres „Gefangenen“ unverhofften Ersatz gefunden hatte und wie innig dankte auch sie Gott für seine wunderbare Fügung.

Goethe sagt:

Was wäre aus mir geworden, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben!

Zusammenkunft ehemaliger Schüler von Herrn Kunz.

Im Zeichen der Schweizerischen Landesausstellung traten am 10. September eine Anzahl ehemaliger Schüler von Herrn Kunz beim Bahnhof Enge zusammen. Leider blieben 40 % der Ehemaligen fern. Fr. Vogt führte uns in die Landi. Zuerst ging's zur Höhenstraße, „Heimat und Volk“, dann zu den Uhren und Verkehrshallen. Wie schnell rückte die Mittagszeit heran, da wir die Besichtigung unterbrechen mußten. Für nochmaligen Eintritt bezogen wir Kontor- marken. Nicht weit von der Landi kehrten die Hungerigen in das alkoholfreie Restaurant Engehaus ein. Jeder suchte auf der Speisefarte ein feines Menu heraus. Wir plauderten allerlei. Um, wie schmeckte uns das Mittagessen! Gegen den Nachmittag ging es wieder der Landi zu. Wir Zusammenkünstler durften bis 4 Uhr frei besichtigen was uns besonders interessierte. Am Treffpunkt erschienen fast alle wieder. Bei der Schiffstation war großer Andrang, weil der Schiffsverkehr ziemlich beschränkt ist. Der Ent- scheid fiel nicht so schnell, nämlich, ob ich über den See zum Dörfli oder mit dem Tram zum Eingang Riesbach fahren will. Im Dörfli trafen wir uns wieder. Alle waren fröhlich und zu Humor aufgelegt. Bald nahte die Abschieds- stunde. Die meisten Ehemaligen blieben noch länger, nur wenige gingen heim.

Der Ausschluß der ehemaligen Schüler hatte die Zusammenkunft nicht abgesagt. Wahrscheinlich waren einige Auswärtige im Zweifel, ob die Ausstellung offen sei. Ich muß diesen sagen: Ihr sollt selber Bescheid wissen und die Zeitung lesen.

Nächstes Jahr findet eine ordentliche Klassen- versammlung statt. Gewiß freuen sich alle darauf.

Rob. Frei.

† Ernst Kohler.

Wynau/Bern. Am 17. September ist der taubstumme Schneider Ernst Kohler von Wynau auf der Straße nach Bern an einem Herzschlag tot von seinem Velo gestürzt.

Untermwegs in die Bettagspredigt hat ihm Gott die Türe zur ewigen Herrlichkeit aufgetan. Wie wichtig, daß wir allzeit bereit sind! Seiner Frau, mit der er acht Jahre lang verheiratet gewesen ist, sprechen wir unser herzlichstes Bei- leid aus.

H.

Der Sprung ins Licht.

Unter obigem Titel war in der Tagespresse folgendes zu lesen:

Ein zwanzigjähriges Mädchen, das an angeborenem grauem Star litt, also völlig blind war, wurde von Ärzten operiert, und zwar mit Erfolg. Das Interessanteste an diesem Experiment aber war, wie das sehend gewordene Mädchen das Wunder an sich aufnahm. Bekanntlich ist der Tastsinn bei den Blinden besonders ausgeprägt. Sie leben in einer andern Welt des „Schauens“, das sich im Befühlen ausdrückt. Dabei kommt ihnen nicht zuletzt das Gehör zugute. Gibt man dem Blinden z. B. eine Schachtel zum Betasten, so findet er bald heraus, daß sie „eckig“ ist, eine Tasse fühlt er als „kalt“ und „rund“ an, desgleichen eine Taschenuhr. Ein Bleistift oder eine Feder findet er „spizig“ usw. Daß die Einbildung dabei eine große Rolle spielt ist klar. Von der Farbe aber haben die Blinden wohl nur einen vagen Begriff; dagegen können sie „hell“ und „dunkel“ von einander unterscheiden. Beim „Blinde Kuh spielen“ merken wir Sehenden oft auch diesen Unterschied, wenn wir vom Sonnenschein in den Schatten geraten. Wie aber muß dem plötzlich sehend gewordenen Blinden zu Gemüte sein, wenn er auf einmal in eine ganz andere Welt hineingerät: vom Dunkel ins Licht! Es muß ihm alles ganz fremd und unfassbar erscheinen. Erst jetzt kann er richtig begreifen, was eckig und rund, was kalt und heiß ist; er muß mit einem Wort alles neu auffassen. Sein früherer „Begriff“ fällt zusammen, erst jetzt schaut er die Wirklichkeit. Mit einem Mal muß er seine alte Welt begraben und eine neue beginnen. Es mag ein eigenartiges Gefühl sein und die Freude kommt erst allgemach auf. Der Uebergang vom Dunkel ins Tageslicht tut den Augen weh. Das empfinden die Bergwerksarbeiter auch, wenn sie vom Berginnern wieder an die Oberfläche gelangen. Wie viel wirrer wird es da einem vorher Ganzblinden sein! Der Sprung ins Licht wird zuerst alles eher sein, als eine richtige, große Freude; diese kommt erst nachher mit dem vollen Begriff und dem Sichhineinleben.

Wie aber mag es dem Ganztauben zu Gemüte sein, wenn er plötzlich hört, richtig hört?..

Marin.

Anzeigen

Freundliche Bitte.

Alle, welche den grünen Einzahlungsschein in der Zeitung vorfinden, schulden noch den ganzen Abonnementsbetrag mit Fr. 5.— oder den halben mit Fr. 2.50. Mehrbeträge werden auch jetzt noch mit großem Dank angenommen.

Wie fein wäre es, wenn nun alle ihren Schein sofort ausfüllen und der Post übergeben würden. Zum Voraus herzlichen Dank!

Wer die Zeitung gar nicht bezahlen kann und sie doch gerne behalten möchte, der möge uns das schreiben.

An Eltern und Meisterleute möchten wir die warme Bitte richten, sich doch den Betrag nicht reuen lassen und die Zeitung für ihr Kind oder ihren Angestellten zu behalten. Gewiß wird dieses Zeichen des Entgegenkommens dankbar empfunden, auch wenn die Betreffenden es nicht zeigen können.

Im Namen der Redaktionskommission:
H. Lauener.

— **Berichtigung.** In der letzten Nummer dieser Zeitung ist ein Druckfehler entstanden. Bei der Verteilung der Kartenspende „Pro Infirmis“ Kanton Bern steht: An das neugegründete Pestalozziheim in Ittigen für geisteschwache Mädchen wurde ein Gründungsbeitrag von Fr. 10 000.— gespendet. Da ist eine Null zu viel, es soll heißen Fr. 1000.—, in Worten eintaufend Franken.

— **Das zweite Turnkleid bekommt** Herr Celesti Piani, Aarau. Er besucht den turnerischen Vorunterricht schon seit drei Jahren. Er turnte am besten auf der Unterstufe des Kunstturnens.

— Am Radio und in den Zeitungen wurde folgender Befehl des Generals bekannt gegeben:

Jeder Wachtoldat hat die Pflicht, auf den ersten Warnruf, der nicht beachtet wird, scharf zu schießen.

Deshalb ist es vorsichtig, wenn die Gehörlosen sich fern halten von allen Wachtposten und Patrouillen und sich durch Tragen der gelben Armbinde erkennbar zeigen.

Bereinigung der weiblichen Gehörlosen

in der Taubstummenanstalt Wabern
Sonntag, den 22. Oktober 1939, nachmittags 2 Uhr.